

"Im Zeitalter des Lebendigen (Natur - Heimat - Technik)"

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **29 (1942)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kluger Verstand blieb am Bodenständigen haften, was aber nicht ausschloss, dass auch seine Bauten das, was an Neuem gesund und wertvoll ist, verkörpern. Alle Bauten des Herrn Herter tragen den Stempel höchster Solidität und besten Einfühlens in das Charakterbild unserer Stadt. In alle hat er Geist und Seele gelegt und unermüdlich gekämpft, um das Ideal seiner Ziele zu verwirklichen. Beste Beweise dafür sind u. a. das Amtshaus V, die Brandwache, die Volksküche, das Hallenschwimmbad, die Kindergärten Rebhügel und Grütlistrasse, das Schul- und Turngebäude Hofacker, die Badeanlage Wollishofen, die Ausgestaltung des Bellevueplatzes.

In Fragen der Ästhetik hat Herr Stadtbaumeister Herter ein sicheres und geschmackvolles Urteil. Er war auch bestrebt, allen Bauten, die er selbst ausführte, oder an deren Erstellung er beratend teilnahm, zur künstlerischen Ausschmückung zu verhelfen. Er war es, der den ausgesetzten Kredit für diese wertvolle Bereicherung stets zu erhöhen versuchte. Aus der jüngsten Vergangenheit wären noch zwei typische Beispiele zu erwähnen. Es würde zu weit führen, auf all den malerischen und plastischen Schmuck in unserer Stadt hinzuweisen, der seiner Initiative entsprungen ist. Er

zeigt sich auf Plätzen und an Bauten; die Maler und Bildhauer werden ihrem Freunde und Förderer ihrer schönen Arbeit Dank wissen.

Die historischen Bauten hat Stadtbaumeister Herter stets liebevoll betreut. Sein Name hat auch nach dieser Seite im ganzen Schweizerland einen guten Klang. Das Helmhaus und vor allem die Wasserkirche hat er zu einem Kleinod gestaltet.

In der heutigen Zeit, da städtebauliche Probleme und die Frage der Landesplanung so aktuell geworden sind, möchte ich eine Tatsache festhalten, die mir in manchem Gespräch mit dem Stadtbaumeister entgegnet. Vor vielen Jahren war er es, der bei der Leitung der ETH dafür eintrat, die Studierenden in vermehrter Masse mit dem Städtebau und der Landesplanung vertraut zu machen.

Herr Herter scheidet aus seinem Amte in beneidenswerter körperlicher und geistiger Frische. Der Dank der Behörden und der Öffentlichkeit begleitet ihn in seinen Ruhestand. Möge es ihm vergönnt sein, noch viele Jahre den grossen Bauaufgaben der Stadt Zürich sein aktives Interesse zuteil werden zu lassen!

Dr. J. Hefti, Alt-Stadtrat

«Im Zeitalter des Lebendigen (Natur - Heimat - Technik)»

von Alwin Seifert. 205 Seiten, 188 Abbildungen, 19/26 cm, br. Fr. 10.50, geb. Fr. 12.50. Müllersche Verlagsbuchhandlung, Planegg vor München 1942.

Es ist für uns ein Gebot der Selbsterhaltung, allen Schriften, die von offiziellen Persönlichkeiten des nationalsozialistischen Regimes ausgehen, mit der grössten Zurückhaltung zu begegnen — um so erfreulicher ist es, wenn sich die Ausnahme einstellt, dass man einer solchen Schrift vorbehaltlos zustimmen kann. Dieser seltene Fall ist gegeben in der Schrift «Im Zeitalter des Lebendigen» des «Reichslandschaftsanwaltes der Reichsautobahn», Professor Alwin Seifert, die eine Sammlung von Aufsätzen enthält, die in den Jahren 1934—1939 in verschiedenen Fachzeitschriften des Strassenbaus, der Wasserwirtschaft, des Gartenbaus und der Architektur erschienen sind. Professor Seifert hat letzten Winter einen Vortrag in Zürich gehalten, in dem er auch das Gebiet des Hochbaus gestreift hat, wogegen der Schreibende einige Bedenken äussern musste (die Diskussion findet sich in der «Schweiz. Bauzeitung» Bd. 119 (1942), Nr. 13, S. 156, und Nr. 21, S. 246, 248). Da dieses Gebiet im vorliegenden Buch nicht berührt wird, fallen ihm gegenüber diese Einwände fort.

Was Seifert über die Gefahr eines einseitig unter technisch-physikalischen Gesichtspunkten betriebenen Wasserbaus schreibt, ist schlechthin überzeugend und auch für uns von grosser Aktualität, da die überall im

Rahmen des Anbauplans in Arbeit befindlichen Meliorationen in kleinerem Maßstab genau die gleichen Probleme aufwerfen, wie die Wasserwirtschaft grösserer Gebiete in Deutschland, wo die auch bei uns zu erwartenden Folgen einer zu weit gehenden Absenkung des Grundwasserspiegels, einer zu raschen Ableitung des Oberflächenwassers, die Folgen der zu gründlichen Vernichtung von Ufergehölzen und Grünhecken in entsprechend grösserem Ausmass deutlich werden. Seifert gehört zu denen, denen es klar geworden ist, dass Natur und Menschenwerk in einem organischen Gleichgewicht stehen und ein Ganzes bilden müssen, eine zentrale Erkenntnis, zu der man gleicherweise von allen erdenklichen Seiten herangeführt wird und auf die die Bestrebungen des Heimatschutzes und Naturschutzes letzten Endes genau so hinauslaufen wie diejenigen von Städtebau, Landesplanung, Mehranbau und Energiewirtschaft. Manche der geäusserten Gedanken sind denn auch nicht neu und erheben auch gar nicht den Anspruch, neu zu sein, aber sie müssen immer wieder geäussert werden, und sie erscheinen hier mit neuem Nachdruck und belegt mit reichem Erfahrungsmaterial grössten Maßstabs.

Ganz vorzüglich sind die vom Verfasser geleiteten Arbeiten der landschaftlichen Einpassung und Linienführung der Reichsautobahnen. Was hier beispielsweise über die Behandlung der Gelände-Anschnitte, der Böschungen, Futtermauern, Stützmauern, der

Strassengräben, Wasserdurchlasse und dann über die Linienführung der Strasse im grossen und die Bepflanzung der Randstreifen gesagt und an Hand von Bildern gezeigt wird, das ist in vieler Hinsicht ganz unmittelbar vorbildlich. Ein besonderes, gärtnerisch-fachliches Anliegen ist dabei dem Verfasser die Pflege der Humusschicht (der «Muttererde»), womit er sich in die Reihe neuzeitlicher Bestrebungen stellt, die zum Teil von ganz anderer, sonst in Deutschland verfehmter Seite herkommen, doch sind die Erfolge derart überzeugend, dass sich eine Diskussion erübrigt. Sehr schön sind auch die Ausführungen über «Mauerwerk an der Alpenstrasse», ein Gebiet, auf dem auch bei uns erschreckend viel gesündigt wird — auch noch in allerjüngster Zeit. Die sinnlose Verwendung von Zement auch an den unnötigsten Stellen hat hier verheerend gewirkt, so dass der Sinn für anständiges Trockenmauerwerk der Bevölkerung und den Arbeitern erst von neuem wieder anerzogen werden muss (man betrachte daraufhin alte und neue Rebbergmauern im Tessin und Welschland). Im Aufsatz «Alpenländische Brücken» zeigt Seifert zahlreiche Beispiele aus dem Tessin und Bergell als Muster vorbildlich schönen Mauerwerks. Bei den verschiedenen Aufsätzen über Brücken und Lawingalerien bedauert man nur, dass der Verfasser dem brennenden Problem der Auseinandersetzung zwischen modernem Ingenieurbau und Landschaft stillschweigend aus dem Wege geht. Denn wenn ihm auch zuzustimmen ist, dass im heutigen Strassenbau viele kleine Aufgaben in unnötig aufdringlicher Weise ingenieurmässig gelöst werden, die einfach handwerklich gelöst werden könnten und sollten, so kommt eben doch früher oder später die Grenze, wo eine handwerkliche Lösung ihrerseits affektiert, als gesuchter Archaismus wirken würde. Den Hochbau berührt die vorliegende Schrift nur in dem recht interessanten Aufsatz «Das alpenländische Baugesicht», worin die Einheit des Grundcharakters vom Wallis bis ins Ostalpengebiet und sein Gegensatz zur Bauweise von Nord- und Westdeutschland hervorgehoben wird.

Die Abschnitte über Gartenkunst decken sich inhaltlich mit dem, was auch in der Schweiz seit längerem als richtig angesehen und praktisch durchgeführt wird. Beispielsweise hat der Gartenarchitekt Klingelfuss den Hörnli-Gottesacker bei Basel ganz im gleichen Geist angelegt und ausschliesslich mit Bäumen bepflanzt, die in den benachbarten Wäldern vorkommen oder sich diesen Waldbäumen harmonisch angliedern lassen, unter Ausschluss aller auffälligen, betont fremdartigen Gewächse, wie Blautannen, Zypressen usw., wie dies auch Seifert fordert, der im übrigen ausländische Pflanzen, sofern sie ins Gesamtbild passen, keineswegs verwirft. Und wenn sich Seifert dabei auf die neuen Forschungen der Pflanzensoziologie berufen kann, so ist dies ein Gebiet, in dem gerade Schweizer Botaniker bahnbrechend vorangegangen sind.

Es braucht wohl nicht ausdrücklich gesagt zu werden, dass das Buch nicht als Rezeptbuch gelesen sein will: es will zum Verständnis der jeweiligen landschaftlichen Situation anleiten und nicht etwa eine neue Mode geschlängelter Strassen und Kanäle einführen, mit der man auf den gleichen Abweg geraten würde wie mit dem falschen «Heimatstil» in der Architektur.

Das Buch erscheint verdienstermassen bereits im zehnten Tausend. Es gehört in die Hand jedes Architekten, jedes Strassen- und Wasserfachmanns, und es ist kein Einwand dagegen, dass es einige wichtige Fragen offen lässt und dass der Verfasser, wie sein Vortrag gezeigt hat, einige dieser Fragen anders beantwortet würde als der Besprechende. *Peter Meyer*

Wir zitieren einige Stellen des Buches:

Aus «*Das Leben und die Technik*».

Es ist nicht zu bestreiten, dass die Technik, in der sich auch die anderen treibenden Kräfte des 19. Jahrhunderts, Naturwissenschaften, Wirtschaft und Spezialisierung zu grosser Stosskraft vereinigen, sich in ungeahnter Masse dessen, was im Naturganzen messbar und zählbar ist, bemächtigt und mit seiner Hilfe Grossartiges aufgebaut hat. Der Fehler dieser Technik und jener, die heute noch im Geiste von gestern arbeitet, war nur der, dass sie den Teil für das Ganze setzte, das Nichtwägbar, das Unmessbar als nicht vorhanden ansah und die Natur als eine zufällige Ansammlung verschiedenster Dinge betrachtete, in der sie glaubte nach Belieben wirtschaften zu können. Die Natur aber ist, von einer Handvoll lebendiger Muttererde und einem Wiesenfleck angefangen, bis zum ganzen Weltall überall ein geschlossener, lebender Organismus, in dem jedes einzelne kleinste Glied auf jedes andere abgestimmt ist und jede Veränderung eines Teils auf alle übrigen sich auswirkt. Alles Leben auf dieser Erde hat Bestand nur auf der Grundlage einer unzerstörten Harmonie des Naturganzen...

Es muss aber Technik sein. Wir können sie nicht abtun als Teufelszeug, wie mancher Hinterwäldler die ersten Lokomotiven und die ersten Kraftwagen. Wir können uns um die Aufgabe nicht drücken, mit den technischen Mitteln unserer Zeit der Natur unser Sein und Brot abzuringen, die Landschaft zu unserem Lebensraum umzugestalten, so wie sie unsere Vorfahren zu dem ihrigen umschufen. Aber in jedem Tun müssen wir allzeit die Grenze sehen, bis zu der wir gehen dürfen, jene Grenze, die Heil von Unheil scheidet, wärmendes Licht von verzehrendem Feuer... Unser wurzelloser Intellekt kann nicht Mass halten, wenn er sich nicht paart mit Verantwortungsbewusstsein und wenn nicht wieder Ehrfurcht die einzige mögliche Geisteshaltung wird allem gegenüber, das wir nicht können: Ehrfurcht vor dem Leben in jeder Erscheinungsform und vor seiner gütigen Nährmutter, der Natur...

Aus «*Die Versteppung Deutschlands*».

Es ist ein gewaltiger Krieg entbrannt gegen alte Bäume, gegen Heckenraine und Feldgehölze. Man glaubt, die von den Einzelbäumen und Strauchreihen eingenommene Fläche der Erzeugung von Nutzpflanzen dienstbar machen zu müssen und übersieht völlig, dass man nicht auf die Dauer 100 % von einer Fläche ernten kann. Es müssen 5 oder 10 % «Oedland», wenn man es schon so nennen will, bleiben; denn diese allein gewährleisten die Stetigkeit der 90 oder 95 % Nutzertrag. Hecke und Feldgehölz sind in der Kulturlandschaft Ersatz für

den gerodeten Wald und unerlässlich zur Erhaltung des Lebensgleichgewichts und damit der dauernden Ertragsfähigkeit von Wiese und Acker. Sie brechen den Wind, erhalten damit Tau und Bodenkohlensäure, verhindern das Aushagern der Böden und sind der Lebens- und Nistraum der ganzen Kleintier- und Vogelwelt, die billiger und sicherer und naturgemässer als die ganze chemische Industrie das Aufkommen tierischer Schädlinge verhindert. Innerhalb der letzten 60 Jahre ist unser Bestand an insektenfressenden Singvögeln auf ein Zehntel oder gar ein Zwanzigstel zusammengeschwunden. Schuld daran ist ausschliesslich der Verlust an Nistraum in Hecken und alten Bäumen. Diese Vögel sind durch chemische Schädlingsbekämpfungsmittel nicht zu ersetzen; nimmt deren Verwendung in arithmetischer Reihe zu, so vermehren sich die Schädlinge in geometrischer: das Rennen ist für das Ungeziefer längst entschieden. Das einzige, was der Bauer früher für Schädlingsbekämpfung zu leisten hatte, waren die paar Gabeln Heu oder Getreide, die er auf der Stelle der alten Hecken jetzt glaubt ernten zu können. Wenn aber heute ein Kulturingenieur wirklich ein paar Bäume und Sträucher am neuen Bachgerinne stehen lässt, so schlägt sie nachher der Bauer weg...

Vermindert die Verschmälerung des Hochwasserbettes den Grundwasservorrat dadurch, dass sie die naturgemässe Wiederauffüllung verhindert, so bewirkt die mit der Einengung natürlich verknüpfte Eintiefung der Flußsohle eine verstärkte Anzapfung des Grundwassersees, die bis zum Ausrinnen ganzer Landschaften geht. Das Absterben einst ergiebiger Uferwälder und die Krüppelkiefern, die allein noch gedeihen, wo einst mächtige Eichen standen, sind beispielsweise äussere Zeichen der beginnenden Verheerungen...

Denn mit dem Verschwinden der «Rauhigkeit» des Talbodens kommen neue, mit grosser Regelmässigkeit wehende Talwinde auf, die das Entstehen von Tau verhindern und die Bodenkohlensäure wegführen. Das Ufergehölz wirkt ausgleichend; es saugt in Zeiten des Wasserüberschusses erhebliche Mengen durch seine Blattmassen ab und gibt sie als Dampf in die Luft; in Zeiten der Dürre erhält es den Tau, von dem unsere Pflanzen monatelang leben können (die berühmten Redwoodwälder der kalifornischen Küste leben 300 Tage im Jahr nur von Tau und Nebel); es befestigt die Ufer und verhindert durch seinen Schatten, dass der Bach durch Krautwuchs verstopft wird. Die reissbröttmässige Begradigung der Bäche verstärkt noch den Talwind, verstärkt also die biologische Unaus-

geglichenheit mit all ihren schädlichen Wirkungen, und am Ende muss man eben feststellen, dass selbst bei solchen anscheinend so harmlosen und einfachen Aufgaben das Wasser, wie immer, sich ganz anders benimmt als Reissbrett und Rechenschieber es vorherbestimmt hatten: Aus nassen Wiesen werden trockene — das war die Absicht; dann wird ein Teil von ihnen zu Acker — das sieht nach besonderem Erfolg aus, ist aber bereits ein Zeichen beginnender Versteppung. Und schliesslich vertrocknen die alten Aecker, die weit seitab liegen und an die bei der Wiesenverbesserung niemand gedacht hat, und müssen mit Kiefern aufgeforstet werden. Und an den Berghängen über den Talwiesen vertrocknen die Kirschbäume, die doch mit dem Bach gar nichts zu tun haben, der so viele Meter tiefer unten einst sich schlängelte und jetzt in einem nackten Gerinne fischlos, baumlos, lieblos dahinrinnt.

Erschreckend mehren sich im ganzen Reich die Feststellungen, dass grosse und kleine Kulturmassnahmen heute, etwa 50 Jahre nach ihrer Ausführung, ins Gegenteil umgeschlagen sind und den landwirtschaftlichen Ertrag nicht nur der «meliorierten», sondern auch der höher gelegenen Flächen infolge Austrocknung auf die Hälfte des einstigen, als ungenügend bezeichneten vermindert haben. Mit kostspieligen, aber mechanistisch gedachten Arbeiten hat man das alte Lebensgleichgewicht zerstört, mit gleich mechanistischen und gleich kostspieligen Vorschlägen sucht man es durch Bau und Betrieb von Regenanlagen wiederherzustellen. (Eine Wassergenossenschaft an der Elbe plant mit Hilfe von fünf Schöpfwerken 2½ Sekundenkubikmeter Wasser aus dem Strom in das einst entwässerte Land zurückzupumpen. Kostenaufwand 500 000 bis 1 000 000 RM; das ist ungefähr soviel, als die ganze zu bewässernde Fläche heute wert ist.)

Wohin die Reise geht, dafür liefert Nordamerika gerade in den letzten Jahren ein erschütterndes Beispiel. In der Sucht nach 100prozentiger Ernte hat man in den weiten Prärien des Westens, auf denen einst die Millionenherden der Bisons weideten, jeden Baum, jeden Strauch, jedes Büschel des wilden Büffelgrases ausgerottet, um dafür Weizen zu bauen.

Heute ist das riesige Land verlassen und wird zur Wüste. Der einstige Weizenboden ist eine Beute des Windes geworden und zieht in schweren Staubstürmen seit Jahren über den halben Kontinent, um im Atlantischen Ozean sinnlos zu versinken. Am 11. Mai 1934 allein wurden 500 Millionen tons fruchtbaren Mutterbodens fortgeweht...

«Gute Schriftformen»¹

Eine der erzieherisch wichtigsten und folgenreichsten Massnahmen der englischen kunstgewerblichen Reformen von William Morris bestand in der Erneuerung der handgeschriebenen Buchschriften. Das sah zunächst wie eine romantische Altertümelei aus. Die Schriftreformer verwarfen die moderne spitze Stahlfeder, sie griffen auf den Gänsekiel zurück, den man

immer wieder spitzen muss und erst mit viel Übung richtig zuschneiden kann. Sie schrieben Gedichte auf kostbare handgeschöpfte Papiere und auf Pergament, wobei sie beides mühsam mit dem Falzbein vorlinierten. Sie erlernten die schwierige Technik der echten Vergoldung auf Pergament; sie schrieben farbige Initialen und schmückten die Buchseiten mit Rankenwerk, so dass manche ihrer Werke aussehen wie gotische Messbücher, andere wie Frühdrucke der Renaissance.

Aber in dieser scheinbar ästhetenhaften und rückwärts gewandten Bemühung lag ein eminent moderner Kern, ja der Anfang der ganzen modernen Entwicklung der Architektur und des Kunstgewerbes, nämlich die Rückbesinnung auf die Wurzeln der Schrift, auf

¹ «Gute Schriftformen», eine Beispielsammlung für Zeichner, Maler und Bildhauer, herausgegeben von der Allgemeinen Gewerbeschule Basel. Lehrmittelverlag des Erziehungsdepartements Basel-Stadt. Jedes Heft 16 Seiten, 30 × 21,5 cm. Bis jetzt erschienen: drei Hefte Druckschriften, ein Heft Inschriften und Aufschriften, ein Heft Handschriften und ein Heft Schreibvorlagen. Die Auswahl der Schriften, die erklären die Texte und die Satzanordnung besorgte Jan Tschichold, Basel.

Ferner: «Schriftkunde, Schreibübungen und Skizzieren», ein kleines Lehrbuch der Schrift für Setzer und Graphiker, von Jan Tschichold. 75 Seiten, 22 × 14 cm, mit vielen Beispielen. Benno Schwabe & Co., Verlag, Basel 1942. Kart. Fr. 6.—.